



Bea Schwager, Leiterin

Liebe Leserin, lieber Leser

Dank Ihrer Unterstützung gibt es die Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich SPAZ seit 15 Jahren. Wir danken Ihnen sehr für Ihre grosse Solidarität! Wir freuen uns, Ihnen zu diesem Anlass ein Jubiläumsbulletin im Stil einer Broschüre präsentieren zu können!

Diese Broschüre enthält einen längeren Erlebnisbericht unserer Kollegin Licett Valverde, mit welchem sie ihre Erlebnisse als Sans-Papiers in der Schweiz reflektiert und dokumentiert. Ein sehr eindrücklicher Einblick in das Leben einer Migrantin ohne geregelten Aufenthaltsstatus in der Schweiz! Mittlerweile ist sie glücklicherweise längst regularisiert und berät und unterstützt Klient*innen unserer Anlaufstelle als feste Mitarbeiterin.

Unsere beiden Ehrenpräsidenten, die gleichzeitig Gründungsmitglieder sind, zeigen uns, was zur Gründung der SPAZ geführt hat und wie sie diese in den Anfangsjahren mitgeprägt haben.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihre Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich SPAZ

LIEBE FREUND*INNEN DER SPAZ

Als Gründungsmitglied und Ehrenpräsident der SPAZ hätte ich mich gefreut, am 3. September eine kleine Rede halten zu dürfen. Corona-bedingt muss dieser Anlass leider ausfallen. Gerne schreibe ich stattdessen hier ein paar persönliche Worte zum Jubiläum der SPAZ.

Normalerweise sind Jubiläen ein Grund zur Freude.

Aber bei unserer Sans-Papiers Anlaufstelle ist das eigentlich umgekehrt. Fünfzehn Jahre SPAZ – das sind fünfzehn Jahre zu viel. Zu viel Nöte und Ängste von Menschen, die nichts anderes falsch gemacht haben, als ohne Aufenthaltserlaubnis hier zu leben, hier zu arbeiten. Zu viele nicht automatisch gewährleistete Grundrechte, die eigentlich allen Menschen zustehen, unabhängig ihres Aufenthaltsstatus.

Als ich vor mehr als fünfzehn Jahren mitgeholfen habe bei den Vorarbeiten, die dann schliesslich zur Gründung der SPAZ führten, hätte ich nie gedacht, wie stark die SPAZ sich etablieren würde. Wie rasch sie wachsen würde. Wie viele Leute hier freiwillig und auch angestellt arbeiten. Und mit welcher Energie unsere erste und immer noch allerbeste Geschäftsführerin Bea Schwager auch nach fünfzehn Jahren noch krampfen würde.

Meine persönliche Motivation für die Gründung war eine politische. Lasst mich dies erklären. Die Sans-Papiers-Bewegung hatte 2001 in der Schweiz einen ersten Höhepunkt. Bereits 1997, nach dem Ablaufen der letzten Aufenthalts-

bewilligungen von Saisoniers, waren zwar erste politische Vorstösse zur kollektiven Regularisierung eingereicht worden. Aber erst als Sans-Papiers-Kollektive – Betroffene gemeinsam mit solidarischen Menschen mit Aufenthaltserlaubnis – von der französischen Sans-Papiers-Bewegung inspiriert damit begannen, aus dem Schatten zu treten und Kirchen zu besetzen, erst dann wurde die Situation der Sans-Papiers 2001 zum heiss öffentlich debattierten Thema.

Der Druck bewirkte etwas – aber er wurde dadurch auch schwächer. In Bundesrat und Parlament fand sich nie eine Mehrheit für eine wirkliche kollektive Regularisierung. Stattdessen präzisierte Ende 2001 die damalige Bundesrätin Metzler in ihrem berühmten Rundschreiben, dem Zirkular Metzler, die Rahmenbedingungen für die Regularisierung individueller Härtefälle. Die Sans-Papiers-Bewegung versuchte zwar weiterhin, Druck zu machen für ihre Forderungen. Wenn nicht «no border» und globale Personenfreizügigkeit, so sollte zumindest eine kollektive Regularisierung erstritten werden, gebunden an klare und einfache Bedingungen. Allerdings wurden die Kollektive mehr und mehr durch die individuellen Härtefälle beschäftigt. An die Stelle der gemeinsamen politischen Aktion trat immer stärker die soziale und juristische Unterstützung von Einzelfällen. Die Aktivist*innen engagierten sich je länger je mehr für eine individuelle Legalisierung oder für die Einforderung von konkreten Rechten auf medizi-

nische Behandlung und Abschluss einer Krankenversicherung, auf den Schulbesuch und auf die Möglichkeit zum Heiraten der mit ihnen befreundeten Sans-Papiers – und es blieb immer weniger Zeit für die politische Aktion. Und diese wurde auch nicht einfacher durch die klare Betonung der einzelnen Härtefallbewilligungen durch den Bundesrat. Einzelne positive Ausnahmen gab es natürlich: so gelang es in Genf mit der politisch über die Linke hinaus unterstützten Aktion Papyrus zwar nicht, den rechtlichen Rahmen von individuellen Härtefallbewilligungen zu sprengen. Politisch und faktisch aber war das Projekt doch fast eine kollektive Regularisierung, allerdings im äusserst engen Rahmen der geltenden Einzelfallkriterien. Fast 2400 Sans-Papiers konnten im von 2017 bis 2018 befristeten Projekt regularisiert werden.

Als ich die Gründung der SPAZ mit angestossen habe, war meine persönliche Motivation eine politische. Ich war seit Mai 2003 politischer Sekretär von Solidarité sans frontières und erlebte praktisch täglich die beschriebene Zerrissenheit von Sans-Papiers Aktivist*innen, zwischen Einzelfallarbeit und kollektivem politischem Engagement mit je beschränkten Ressourcen. Mit der Anlaufstelle sollte die leider dringend notwendige Unterstützung im Alltag geleistet werden, damit den Kollektiven, Aktivist*innen und Betroffenen, mehr Zeit für die gemeinsame politische Aktion bleiben würde. Und diese politische Arbeit könnte zusätzlich unterstützt werden mit dem Wissen, das die Anlaufstelle zur konkreten Situation der Sans-Papiers zusammentragen sollte. In den Gründungsstatuten findet sich das doppelte Engagement – im Einzelfall, und auf der politischen und kollektiven Ebene – deutlich. Es wäre wohl undenkbar gewesen, eine Anlaufstelle

zu gründen, ohne die Forderung nach einer «kollektiven Regularisierung» auch statutarisch festzuhalten.

Gleichzeitig war allen SPAZ-Gründer*innen immer klar: unser Engagement für eine funktionierende Anlaufstelle darf nie dazu führen, dass die ethisch (und zum Teil sogar juristisch) nicht haltbare Alltags-Situation künftig einfacher hingenommen wird. Dass sich die Politik ihrer Verantwortung entziehen kann. Dass die Aktivist*innen weitergehen zum nächsten Kampf und die Sans-Papiers selbst sich wieder in die Unsichtbarkeit zurückziehen, in der sie eigentlich gezwungen sind zu leben.

Die SPAZ ist keine Lösung. Sie ist ein Problem.

Nicht dass es sie gibt. Sondern dass es sie geben muss. Darum ist mein grösster Wunsch der: dass in den nächsten fünfzehn Jahren all jene, welche die SPAZ unterstützen, weil sie wissen, dass es sie braucht, ihr Engagement auch einbringen in die politische Auseinandersetzung zur Veränderung all jener Umstände und Gesetze, welche die Anlaufstelle heute überhaupt erst nötig machen.

Mein Jubiläums-Wunsch an die SPAZ wäre der gleiche, den ich schon vor fünfzehn Jahren bei der Gründung hatte: dass es die Anlaufstelle in fünfzehn Jahren nicht mehr braucht.



Balthasar Glättli
Ehrenpräsident
der SPAZ
Präsident GRÜNE
Schweiz

WELCOME TO SWITZERLAND

Vor ein paar Wochen bin ich mit meiner Familie aus den Ferien in Bolivien nach Zürich zurück geflogen. Die Passkontrolle verlief problemlos, wir alle zeigten den Schweizer Pass und fertig! Wir waren wieder Zuhause angekommen.

Während ich in der Schlange wartete, reiste ich mit meinen Gedanken 16 Jahre zurück. Gleiche Situation, gleicher Standort, ich kam auch damals aus Bolivien. Das war im Oktober 2003.

SCHNELL WURDE ICH MIT MEINER NEUEN REALITÄT KONFRONTIERT: ICH WAR IRREGULÄR DA, ICH DURFTE KEINE WOHNUNG MIETEN UND NUR «SCHWARZ» ARBEITEN.

Besonders war diesmal, dass ich zum ersten Mal «regulär» in die Schweiz kam. Im Juni 2001 kam ich nämlich als «Sans-Papiers» hier an. Für die EU wäre ein Tourist*innen-Visum nicht nötig gewesen, aber für die Schweiz schon. Ich hatte

gute Bekannte in Zürich, die mich mit dem Auto aus Frankfurt abholten.

Mein erster Eindruck von diesem Land war wunderschön. Es war Sommer und es war heiss. Die Natur hat mich fasziniert. Ich konnte in jedem Fluss oder See baden!

Ich war 25 Jahre alt, ich hatte eine Ausbildung als Psychologin und auch ein paar Jahre Arbeitserfahrung in der Branche. Aber es war immer mein Traum gewesen, nach Europa zu kommen.

Ich wusste, dass ich eine andere Art von Arbeit machen musste, um meinen Lebensunterhalt in Zürich verdienen zu können; in der Reinigung oder als Babysitterin. Für mich war alles in Ordnung. Aber die Unannehmlichkeiten waren sehr schnell da. Zunächst konnte ich nicht mit den Einheimischen kommunizieren. Meine geringen Englischkenntnisse und meine Nullvorstellungen von Deutsch ermöglichten es mir nicht, mich mit den Menschen hier auszutauschen und mit ihnen über meine Beweggründe zu sprechen, warum ich in die Schweiz gekommen bin. Schnell wurde



Licett Valverde kam im Oktober 2001 aus Bolivien in die Schweiz und lebte hier längere Zeit als Sans-Papiers bis sie ihren Status regularisieren konnte. Sie ist Psychologin und arbeitete im Rahmen eines Praktikums und später als freiwillige Mitarbeiterin ab Oktober 2017 in der Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich SPAZ. Seit März 2020 ist sie bei uns festangestellt. Sie schildert hier eindrücklich verschiedene Facetten ihres schwierigen Lebens als Sans-Papiers. Dieser Text ist ursprünglich in einzelnen Beiträgen auf Tsüri.ch erschienen.



ich mit meiner neuen Realität konfrontiert: Ich war irregulär da, ich durfte keine Wohnung mieten, konnte nur «schwarz» arbeiten.

Wenn jemand meinen irregulären Status ausnutzen wollte und sich entschloss, mich nicht für einen Job zu bezahlen, konnte er*sie das ungestraft tun. Ich konnte nirgendwo hingehen, um diese Person zu melden. Plötzlich wurden Angst und Misstrauen Alltag für mich. Angst, von der Polizei kontrolliert zu werden, oder von jemandem als «Sans-Papiers» denunziert zu werden.

Zwei Jahre und zwei Monate sind vergangen, bis ich alle Voraussetzungen erfüllt hatte, um endlich eine Aufenthaltsbewilligung als Studentin zu bekommen. Endlich konnte mein Wunsch nach einem Schweizer Hochschulabschluss in Erfüllung gehen. Dank der Unterstützung von solidarischen und grosszügigen Menschen, einschliesslich demjenigen, der später mein Ehemann wurde. Aber ganz ehrlich: zwei Jahre sind ein langer Weg für jemanden, die nicht «da sein» darf!

Ich ging nach Bolivien zurück, weil ich dort mein Student*innenervisum beantragen musste. Alles lief gut und ich konnte diesmal direkt, ohne Umweg über Frankfurt, nach Zürich fliegen. Am Passkontrollfenster betrachtete der Polizist sorgfältig meinen Ausweis und fragte mich dann sehr freundlich, warum ich in dieses Land einreisen wolle. Ich antwortete, dass ich an einer Universität studieren würde. Dann sah er mich mit einem breiten Lächeln an und sagte zu mir «Welcome to Switzerland». ■



IMMER MIT DEM KOFFER AUF DEN SCHULTERN

Eine der grössten Schwierigkeiten von Sans-Papiers in der Schweiz ist das Wohnen. Die Voraussetzung für die Mietung einer Wohnung besteht zunächst darin, dass eine Aufenthaltsbewilligung vorliegt.

Während den zwei Jahren und zwei Monaten, in denen ich in Zürich irregulär lebte, wohnte ich an zehn verschiedenen Orten. Ich kann mich noch an jedes dieser Häuser erinnern – und an das «Warum» ich jeweils ausziehen musste.

EINE DER GRÖSSTEN
SCHWIERIGKEITEN VON
SANS-PAPIERS IN DER
SCHWEIZ IST DAS WOHNEN.

Die ersten drei Wochen nach unserer Ankunft in der Schweiz war ich bei der Familie, die mir geholfen hatte, die Grenze von Deutschland aus zu überqueren. Es war nicht möglich, dort zu bleiben, da die Wohnung zu klein für so viele Menschen war. Deshalb organisierte mir die Familie eine Ein-Zimmer-Wohnung im gleichen Dorf, in dem auch sie lebten. Die Wohnung wurde nicht in meinem Namen, sondern dem eines Freundes gemietet. Nach ein paar Wochen teilte ich die Wohnung mit einem jungen Mann, der auch als Sans-Papier in der Schweiz lebte. Bereits einen Monat nach seiner Ankunft wurde er am Bahnhof im Dorf von der Polizei kontrolliert und anschließend ausgeschafft. Das Entsetzen war gross – so gross, dass ich nach dieser Erfahrung nicht mehr an diesem Ort leben wollte.

Ich fühlte mich ständig beobachtet und dachte, ich hätte das «Sans-Papiers»-Wort auf meiner Stirn geschrieben. Meine irrationalen Gedanken gingen sogar soweit, dass ich befürchtete, meine Nachbarn würden mich der Polizei verraten. Als ich den Zug nehmen musste, schaute ich, dass ich nur ein paar Sekunden vor der Einfahrt des Zuges am Bahnhof ankam. Ich wartete jeweils bis zur letzten Minute im Haus, so dass ich rennen musste, damit ich den Zug erwischte. Am Bahnhof lange zu warten, bedeutete für mich, mich als Verdächtige zu zeigen.

Insgesamt lebte ich drei Monate an diesem Ort, und obwohl ich gerade in der Schweiz angekommen war und nur sehr wenige Leute kannte, suchte ich nach einem Ausweg aus dieser Wohnsituation. Hauptsächlich aus dem Grund, das Dorf verlassen zu wollen. Es gelang mir, im Haus einer Frau wohnen zu können, die jemanden suchte, der*die sich um ihre Kinder kümmerte. Sie selber besuchte während zwei Monaten ihr Herkunftsland, um einige persönliche Angelegenheiten zu klären. Mit Teenagern und einer Freundin der Mutter – die sich den Kindern schlussendlich angenommen hatte – zusammen zu leben, war sicher kein Luxus. Aber immerhin hatte ich eine Matratze auf dem Boden eines Mehrbettzimmers, in dem ich meinen ersten Winter in diesem Land verbringen konnte.

Einige Zeit später besorgte mir eine gute Freundin, mit der ich heute immer noch in Kontakt stehe, ein Zimmer in der Wohnung eines Paares. Der Mann wurde in Brasilien von einem

Schweizer Ehepaar adoptiert als er noch ein Kind war und seine Partnerin war eine sehr freundliche, junge Frau aus Brasilien. Meine Koexistenz verlief ganz gut, auch wenn ich das Zimmer mit vier anderen Personen teilen musste.

Schwierigkeiten traten erst auf, als der Hausbesitzer anfang, mich sexuell zu belästigen. Vom ersten Moment an wusste ich, dass meine Tage an diesem Ort gezählt waren. Ich versuchte, ihn so gut wie möglich zu ignorieren. Er widerte mich an. Ich war in einem Dilemma: Einerseits wollte ich seiner Frau erzählen, was los war, andererseits wusste ich, dass sie mir sagen würde, dass ich gehen musste. Und ich konnte nirgendwo hin.

Eines Abends, nach einem schlechten Tag, hatte ich nicht die Geduld, die ich normalerweise brauchte, um mit ihm umzugehen, und sagte ihm, dass ich seine Provokationen satt habe. Dass er mich in Ruhe lassen soll und dass ich nie etwas mit ihm haben würde. Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, befahl er seiner Frau, mich sofort, spätestens am nächsten Morgen, aus der Wohnung zu werfen.

Wieder durch Bekannte vermittelt, erhielt ich eine Unterkunft bei einer älteren Frau, die mit einem jungen Mann verheiratet war. Ich musste das Bett mit der Frau teilen, während der Ehemann woanders schlief. Dort habe ich mehr als ein halbes Jahr gewohnt. Das Zusammenleben war anfangs sehr gut, die Dame behandelte mich wie eine Tochter. Nach der schwierigen Zeit war ich emotional stark angeschlagen und deshalb sehr dankbar für die Grosszügigkeit, die mir die Frau entgegenbrachte.

Ich hatte schon ein paar Monate in diesem Haushalt gelebt, als ich bei einer Reinigungsfirma anfang zu arbeiten. Die Betreiber baten mich um die Angabe eines Bankkonto, damit sie das Gehalt

am Monatsende einzahlen konnten. Da ich aber noch immer irregulär in der Schweiz war, konnte ich kein Bankkonto eröffnen. Meine Gastgeberin bot mir deshalb an, ihr Bankkonto anzugeben. Wie freundlich, dachte ich anfangs.

WIE BEFÜRCHTET, WURDE DAS ZUSAMMENLEBEN ZU EINER TORTUR UND ICH MUSSTE WIEDER EINEN ANDEREN ORT ZUM LEBEN FINDEN.

In den ersten Monaten passierte auch nichts Aussergewöhnliches: Jeden Monat händigte sie mir das Geld aus, das auf meinen Namen überwiesen wurde. Doch plötzlich begann sie, mein verdientes Geld selbst auszugeben und weigerte sich, mir zu geben, was ich so schwer verdient hatte. Ich spreche von ungefähr 1200 Franken pro Monat. Wie befürchtet, wurde das Zusammenleben zu einer Tortur und ich musste wieder einen anderen Ort zum Leben finden.

Ich kam bei einer alleinerziehenden Mutter unter, die mit zwei Kindern im Alter von 19 Jahren und einem Baby in einer Wohnung wohnte. Trotz einiger Unannehmlichkeiten der Wohnung – das Badezimmer befand sich im Treppenhaus und geheizt wurde lediglich das Wohnzimmer – war das Leben dort ganz okay. Immerhin hatte ich ein eigenes Zimmer. Ich bekam einen kleinen Herd und verbrachte meinen zweiten Winter in der Schweiz. Die Frau war sehr temperamentvoll und eines Tages, als ich mit ihr nicht einer Meinung war, befahl sie mir, die Wohnung noch am selben Tag zu verlassen. Einmal mehr war ich gezwungen, die Klappe zu halten. Aufgrund meines Sans-

Papiers-Status' konnte ich mich weder wehren noch irgendwas an einer offiziellen Stelle melden.

Ich bin mit der Idee in die Schweiz gekommen, andere Kulturen kennen zu lernen und gleichzeitig persönlich und beruflich zu wachsen. Aber nichts davon passierte. Die Enttäuschungen, die schlechten Erfahrungen und traumatisierenden Situationen, die ich durch die einfache Tatsache, keine Aufenthaltsbewilligung zu haben, erfuhr, führten zu einer sehr starken Depression. Trotzdem wollte ich nicht zurück. Erstens weigerte ich mich, unter diesen Umständen aufzugeben und zweitens hatte ich zu wenig Geld, um mir ein Flugticket zu leisten.

Nach der Erfahrung mit der vergangenen Gastgeberin, hatte ich eine feste Entscheidung getroffen: Wenn sich mein Leben in sechs Monaten nicht radikal ändern und ich meine ursprünglichen Ziele nicht erreichen würde, würde ich nach Bolivien zurückkehren. Zu meinem Glück fuhr eine gute Freundin für einen Monat in den Urlaub und so konnte ich für diese Zeit in ihrer Wohnung leben.

Gleichzeitig bekam ich einen Job: Ich passte auf das Baby eines netten Paares auf. Er war ein Deutscher und sie eine Ballettchoreografin aus den USA. Ich bekam endlich das Gefühl, dass mich jemand wie einen Menschen behandelte! Sie schätzten mich sehr, bezahlten mir einen fairen Lohn, sodass ich auch etwas auf die Seite legen konnte. Von dem Moment an, als ich ihnen von meiner schwierigen Wohnsituation erzählte, halfen sie mir, einen geeigneten Ort zum Wohnen zu finden. In den acht Monaten, in denen ich für sie arbeitete, musste ich zwar ebenfalls zweimal umziehen. Allerdings nicht wegen schlechten Erfahrungen.

In dieser Zeit konnte ich auch die Verfahren zur Zulassung an die Universität abschließen

und so endlich eine Aufenthaltsbewilligung für die Schweiz erhalten. Deshalb verabschiedete ich mich von meinen Arbeitgeber*innen, um nach Bolivien zurückzukehren und die Visa-Papiere zu erledigen. Als ich legal in die Schweiz zurückkehrte, zog ich in eine andere Stadt.

All dies passierte zwischen 2001 und 2003. Und es scheint, als wäre dies schon lange her. Doch auch heute noch ist die Situation von Menschen ohne geregelten Aufenthaltsstatus in Bezug auf Wohnraum prekär. Vor ungefähr zwei Wochen erzählte mir ein Sans-Papiers von seinen Schwierigkeiten, eine Wohnung zu finden.

Zu meiner Zeit waren es in der Regel Migrant*innen, die Zimmer an irregulär in der Schweiz lebende Personen untervermieteten. Es waren sehr wenige Schweizer*innen, die es wagten, das Risiko einzugehen. Dank der Sensibilisierungsarbeit von Organisationen, wie der Sans-Papiers Anlaufstelle, hat sich die Situation zwar etwas verbessert. Aber es ist noch ein langer Weg zu einem menschlicheren Umgang mit der Situation.

Wir müssen aufhören, Sans-Papiers als Bedrohung zu sehen und die Realität akzeptieren. Wir sind alles Menschen und müssen versuchen, mit Respekt und Akzeptanz zusammenzuleben. Jede*r von uns verdient eine menschenwürdige Unterkunft – auch irregulär in einem Land lebende Menschen. ■

VIEL GELEISTET, WENIG LOHN ERHALTEN



Vom ersten Moment an, als ich mir überlegte, wie ich dieses Abenteuer der Auswanderung gestalten könnte, wusste ich, dass ich unter anderem meinen Lebensunterhalt mit Putzen oder als Babysitterin verdienen musste. Alles Jobs, die sehr würdevoll und notwendig sind.

Ich kann mich an viele Berufserfahrungen zurückerinnern. Manche bleiben in guter, andere in schlechter Erinnerung. Die übliche Bezahlung schwankte zwischen 15 und 20 Schweizer Franken pro Stunde, oft auch weniger. Schlimmer noch: Einige Male, nachdem ich viele Stunden, oder gar Tage gearbeitet hatte, bezahlten sie mir nichts. Als ich mich über diese Ungerechtigkeit beschweren wollte, musste ich mir folgende Worte anhören: «Halt besser die Klappe und sei dankbar, dass ich dich nicht bei der Polizei anzeige.»

Ich erinnere mich, dass ich während meines ersten Winters in der Schweiz eine Stellvertretung für zwei Monate übernahm. Ich habe in einem bekannten und exklusiven Club in der Innenstadt geputzt. Wir begannen um sechs Uhr morgens mit einem Team von ungefähr zehn Leuten. Meine Aufgabe war es, die Toiletten zu reinigen. Zusätzlich zur schlechten Atmosphäre unter den Ange-

**«HALT BESSER DIE KLAPPE
UND SEI DANKBAR, DASS ICH
DICH NICHT BEI DER POLIZEI
ANZEIGE.»**

stellten, musste ich mich mehrmals fast übergeben, als ich den Zustand der WCs nach dieser Partynacht sah. Da fühlte ich mich so elend und

DA FÜHLTE ICH MICH SO ELEND UND WOLLTE EINFACH NUR NOCH WEG, ABER DANN DACHTE ICH ÜBER DIE MIETE NACH, DIE ICH BEZAHLEN MUSSTE, UND DIESE STELLVERTRETUNG WAR LEIDER MEINE EINZIGE EINNAHMEQUELLE.

wollte einfach nur noch weg, aber dann dachte ich über die Miete nach, die ich bezahlen musste, und zu dieser Zeit war diese Stellvertretung leider meine einzige Einnahmequelle. Am Ende war die Situation mit der Reinigungsverantwortlichen sehr kompliziert. Sie wollten mein Gehalt nicht bezahlen. Doch obwohl ich mich in einer klaren Benachteiligung befand, habe ich gekämpft,

um das zu bekommen, was ich mir mit viel Arbeit und Mühe auch verdient hatte.

Ich hatte das Glück, einen Bolivianer zu treffen, der mich mit dem italienischen Besitzer einer Reinigungsfirma bekannt machte. Dieser stellte mich ein, obwohl ich keine Aufenthaltserlaubnis hatte. Ich arbeitete mehrere Monate für diese Firma, unterhielt zwei bis drei Wohnungen pro Tag an verschiedenen Orten in der Stadt und den umliegenden Gemeinden. Am Ende des Monats lag mein Gehalt zwischen 1200 und 1500 Franken.

Während meiner Arbeit für diese Firma habe ich in vielen verschiedenen Privathaushalten gearbeitet, wovon ich – im Nachhinein betrachtet – viel profitieren konnte. Allerdings erzählte ich niemandem davon, dass ich eine Sans-Papiers war, da dies hätte Konsequenzen mit sich bringen können.

Einmal machte ich den Fehler, meine Situation einer Arbeitgeberin zu erklären. Ich putzte regelmässig das Haus einer Familie mit kleinen Kindern. Alles lief bestens, bis ich das Bedürfnis, mich jemandem anzuvertrauen, nicht mehr zurückhalten konnte und so erzählte ich der Frau meine Geschichte. Ich glaubte, dass das Mass an Vertrauen, das wir hatten, ausreichte, damit sie mich verstehen würde. Daraufhin rief die Frau meinen Chef an und kündigte ihren Auftrag.

Einer der Orte, an die mich diese Firma zum Arbeiten schickte, war eine Zahnklinik. Der leitende Zahnarzt war richtig besessen davon, dass alles sauber ist. Die Firma schickte mich als letzten Ausweg, weil der Zahnarzt mit niemandem glücklich war. Er stopfte absichtlich kleine Papierstückchen in die Ecken und überprüfte anschliessend, ob ich meine Arbeit gut gemacht hatte oder nicht. Er machte Fotos von den Ecken, von denen er dachte, ich hätte sie nicht gereinigt. Er war ein



junger Mann, der von Beginn an sehr nett zu mir war – und für eine Weile beschwerte er sich auch nicht. Bis er eines Tages ohne Grund anfang, mich anzuschreien und zu beleidigen, weil angeblich der Boden nicht so glänzte, wie er sollte. Ich weinte und rief meinen Chef an, um ihm zu sagen, dass ich eine solche Demütigung nicht ertragen würde. Ich ging aus der Zahnklinik und kehrte nie mehr zurück. Zu meiner Überraschung stand mein Chef hinter meiner Entscheidung und unterstützte mich so gut es ging.

Es waren jedoch nicht alle Erfahrungen in dieser Zeit negativ. Ich erinnere mich besonders gerne an folgende: Es war das Haus eines alten Mannes, der alleine lebte. Er war immer gut gelaunt und sehr dankbar und schätzte meine Arbeit sehr. Jedes Mal, nachdem ich bei ihm war, ass er draussen, weil er sagte, dass er seine saubere Küche gerne mindestens einen Tag lang genoss. Ich erfuhr, dass der Mann Konzertpianist war und ich erzählte ihm, wie gerne ich Musik hätte. Von da an spielte er für mich Klavier, währenddem ich sein Haus aufräumte. Es war wie Balsam für meine Seele.

Eine andere schöne Erfahrung machte ich, als ich für einen Schweizer arbeitete, der an Bahnhöfen und Festivals Schmuck verkaufte. Wenn sie viel zu tun hatten, rief er mich an, um im Lager mit-zuhelfen. Zusammen mit zwei anderen jüngeren Männern füllten wir das Material wieder auf. Ich liebte diesen Job, weil ich nicht alleine und die Stimmung sehr gut war. Das Beste von allem war, dass ich im Sommer ein paar Mal mit auf ein Festival gehen konnte. Es herrschte eine Atmosphäre, in der sich niemand dafür interessierte, ob ich eine Aufenthaltsbewilligung hatte oder nicht. Und vor allem gab es keine Polizeikontrolle innerhalb des Festivals.

In meinen letzten acht Monaten als Sans-Papiers in der Schweiz kümmerte ich mich zu hundert Prozent um ein Baby. Davon habe ich bereits in der vergangenen Ausgabe der Kolumnen-Reihe erzählt. Die Eltern des Kindes – und somit meine Arbeitgeber*innen – behandelten mich sehr gut und für mich bedeutete dieses Kind viel. Ich habe den kleinen Jungen sehr in mein Herz geschlossen. Er wurde ein Schutzengel für mich, denn wenn ich mit ihm draussen unterwegs war, fühlte ich mich sicherer und vertraute darauf, dass die Polizei weniger eine Frau kontrollieren würde, die ein Baby mit sich führt. Von jedem dieser Jobs nehme ich eine Lektion fürs Leben mit. Sie haben mich gestärkt, denn ich konnte in den entscheidenden Momenten irgendwie überleben.

VON DA AN SPIELTE ER FÜR MICH KLAVIER, WÄHRENDDEM ICH SEIN HAUS AUFRÄUMTE. ES WAR WIE BALSAM FÜR MEINE SEELE.

Leider hat sich die Beschäftigungssituation der Sans-Papiers im Laufe der Jahre nicht wesentlich verbessert. Die Menschen werden nach wie vor mit sehr niedrigen Löhnen ausgebeutet und in vielen Fällen nicht für ihre Arbeit bezahlt. Es ist Zeit, dieser Realität mehr Beachtung zu schenken. Behandeln wir die Menschen für das, was sie sind und nicht für das, was auf ihrem Pass steht! ■

WENN DER WUNSCH, UNSICHTBAR ZU WERDEN, EINE NOTWENDIGKEIT WIRD

In Bolivien weckte der Anblick eines Polizeibeamten keine grossen Gefühle in mir. Oder wenn, dann bestenfalls ein Gefühl des Schutzes und der Sicherheit.

Als ich in der Schweiz ankam und begann, Polizist*innen fast unter jedem Stein zu sehen, wurde die Situation traumatisch für mich. Ich sah uniformierte Polizist*innen zu Fuss, in Autos, auf Fahrrädern, zu Pferd, auf Rollschuhen am Seeufer im Sommer, auf Booten usw. Das alles zwei- oder dreimal am Tag, egal wohin ich ging.

Bei so vielen Polizist*innen fühlt sich die Schweizer Bevölkerung vermutlich sicherer, aber wenn man keine Aufenthaltserlaubnis hat und rein äusserlich nicht verstecken kann, dass man ein*e Ausländer*in ist, fühlt man sich immer irgendwie verdächtig.

ALS ICH IN DER SCHWEIZ ANKAM
UND BEGANN, POLIZIST*INNEN
FAST UNTER JEDEM STEIN ZU
SEHEN, WURDE DIE SITUATION
TRAUMATISCH FÜR MICH.

Während meiner Zeit als Sans-Papiers in der Schweiz habe ich einige Erfahrungen mit der Polizei gemacht, welche mich geprägt haben. Zu dieser Zeit empfand ich Angst, fast Panik, wenn eine Uniform meinen Weg kreuzte. Zunächst lief ein kalter Schweiß meinen Rücken runter, mein

Mund wurde trocken, meine Hände schwitzten und meine Muskeln spannten sich an. Mein Kopf fühlte sich an, als ob er explodieren würde.

Die erste Begegnung fand ungefähr drei Monate nach meiner Ankunft statt. Durch einen Bekannten bekam ich den Auftrag, die Wohnung eines Schweizers zu putzen, der in einer Bar arbeitete. Der Deal war, dass ich je nach Bedarf während einer Woche täglich putzen gehen würde. Ich war normalerweise allein im Haus. Am dritten oder vierten Tag klingelte es und ich hatte sofort grosse Angst. Um so wenig Lärm wie möglich zu machen, ging ich zur Tür und sah durch den Sucher ein paar Polizist*innen auf dem Flur. Ich war total versteinert, konnte mich nicht bewegen, nicht einmal atmen. Ich beschloss, nicht zu öffnen, weil ich dachte, sie würden gehen. Aber das war nicht so.

Irgendwann öffnete ich die Tür. Ich erinnere mich nicht, ob es zwei oder drei Polizist*innen waren, aber als sie mich nach dem Besitzer der Wohnung und meinen Daten fragten, fühlte ich mich wie in einer Wolke, es war so stressig, dass ich nicht genau wusste, was ich gerade erlebte. Ich war überzeugt, dass sie mich ausschaffen würden, und als sie meinen Pass zurückbrachten und sich für die Unannehmlichkeiten entschuldigten, dachte ich, es sei eine Falle und sie würden darauf warten, dass ich nach draussen gehen würde, damit sie mich mitnehmen können. Es dauerte eine Weile, bis ich realisierte, was ge-

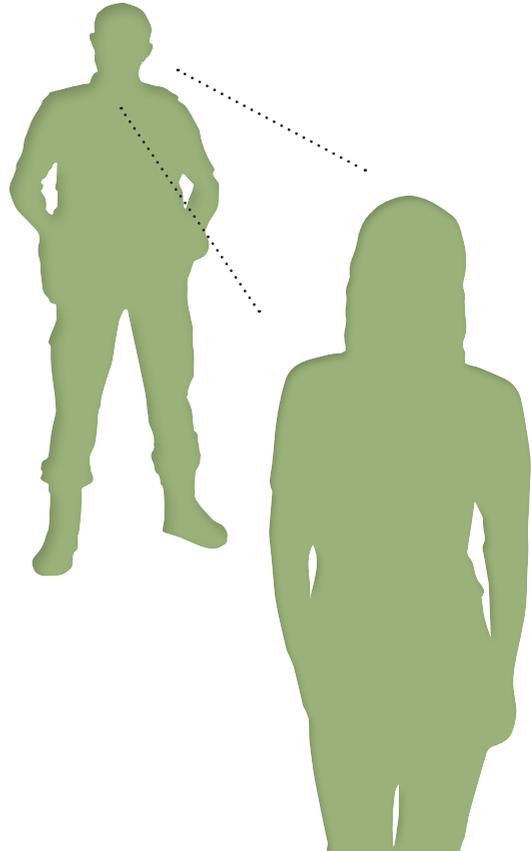
schehen war. Dann rief ich eine Freundin an, um ihr zu erzählen, was passiert war. Sie riet mir, eine Weile zu warten, bevor ich ging. Einmal ausserhalb des Gebäudes fühlte ich mich mehr denn je beobachtet und erwartete, die Polizist*innen um die Ecke zu treffen. Ich habe nie erfahren, warum sie den Hausbesitzer suchten. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Ein paar Wochen später kontrollierte die Polizei am Bahnhof von meinem Dorf einen jungen Mann, mit dem ich eine Wohnung geteilt hatte. Auch er war irregulär in der Schweiz. Bei der Kontrolle hatte er den Pass nicht dabei. Da wir uns auf diese Art von Situation vorbereitet hatten, gab er die Adresse der Freundin an, die uns geholfen hat, in die Schweiz zu gelangen, jedoch nicht die echte Adresse, wo er derzeit mit mir lebte. Zufällig besuchte ich das Haus dieser Freundin, als die Polizei anrief und ankündigte, dass sie auf der Suche nach dessen Pass waren. Ich floh durch die Hintertür und begann durch die Strassen im Dorf zu laufen, ohne zu wissen, wohin ich gehen sollte. Ich fühlte mich in keiner Weise sicher, in mein Haus zurückzukehren, weil ich dachte, dass dieser junge Mann mit der Polizei sprechen würde und mich verraten könnte.

Ich betrat eine Kirche und dachte, dass dies ein sicherer Ort sein würde. Nach einer Weile fühlte ich mich aber auch hier nicht mehr geschützt. Ich sass in einem Park und ging wieder weiter. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Wie ich mich in den Augen der Menschen, die ich überquerte, weniger misstrauisch fühlen sollte. Nach einer Weile rief ich einen Freund an und bat ihn mich abzuholen. Schliesslich wurde mein Mitbewohner nach ein paar Tagen ausgeschafft und ich wagte es, in meine Wohnung zurückzukehren, obwohl ich mich an diesem Ort nicht mehr sicher fühlen konnte.

Ein anderes Mal, nachdem ich ein Jahr in der Schweiz verbracht hatte, beschloss ich, ein Risiko einzugehen und das Land zu verlassen. Im Juli 2002 fand in Barcelona ein internationaler Kongress zu HIV/AIDS statt. In Bolivien hatte ich viel zu diesem Thema gearbeitet und mich entschlossen, mich freiwillig für die Organisation der Veranstaltung einzusetzen. Sie akzeptierten meine Kandidatur und ich musste nur das Ticket bezahlen, um nach Barcelona zu kommen.

Ich war sehr glücklich, weil ich endlich ein anderes Land kennenlernen würde, ich könnte mich in meiner Sprache verständigen, insbesondere, wenn ich ein paar Wochen lang über ein Thema sprechen würde, das mich beruflich begeistert. Eine Freundin von mir begleitete mich. In der Schweiz hatte sie eine Aufenthaltsbewilli-



gung und wollte in den Urlaub fahren. Ich war mir vom ersten Moment an bewusst, dass die Rückkehr in die Schweiz kompliziert werden würde.

Wir sind mit dem Zug durch Basel gefahren, an diesem Bahnhof haben wir unseren ersten Zugwechsel vorgenommen. Bei der Grenzüberquerung wurden wir nicht kontrolliert, wir dachten, dies sei so, weil wir in einem Französischen Zugsassen und waren zuversichtlich für die Rückreise. Wir waren derart zuversichtlich, dass wir nicht mitbekommen hatten, dass wir mit einem Zug der SBB zurückkehrten. Als wir aus dem Zug stiegen, trafen wir ein paar Polizist*Innen, die uns nach Dokumenten fragten. Sie brachten uns in ihr Büro und nachdem sie die Dokumente meiner Freundin überprüft hatten, liessen sie sie gehen.

ICH WAR MIR VOM ERSTEN MOMENT AN BEWUSST, DASS DIE RÜCKKEHR IN DIE SCHWEIZ KOMPLIZIERT WERDEN WÜRD.

Vor meiner Reise war ich bereits auf eine solche Situation vorbereitet. Mein Telefon war ausgeschaltet, in meinem Portemonnaie hatte ich nichts, was einen Hinweis darauf geben könnte, dass ich vorher in der Schweiz gewesen war. Für diesen Fall wollten wir erzählen, dass wir uns erst gerade kennen gelernt hatten. Zum Glück mussten wir diese Geschichte nicht erzählen. Während wir hinter der Polizei in ihr Büro gingen und darauf achteten, dass sie uns nicht sahen, gab ich meiner Freundin das ganze Geld in Schweizer Franken, das ich hatte. Sie gab mir ein paar Euro.

Wieder kalter Schweiss über Wirbelsäule und Hände, trockener Mund und mein Kopf drehte. Sie stellten mir viele Fragen, ich sagte, dass ich im Zug eingeschlafen war, als wir nachts fuhren und ich den Bahnhof verpasste, an dem ich meine Verbindung nach Stuttgart zum Haus einer anderen Freundin nehmen musste.

Nach einer Weile, ich weiss nicht mehr wie lange, kam ein Polizist und bat mich, ihm zu folgen. Er brachte mich zu einem Zug, der gleich abfahren würde, und befahl mir, in den Zug einzusteigen. Es gelang mir zu lesen, dass der Zug nach Strassburg fuhr. Ich hatte insgesamt 30 Euro, ich bezahlte die Fahrkarte und als wir am Strassburger Bahnhof ankamen, wollte ich eine Fahrkarte kaufen, um nach Stuttgart zu fahren. Aber ich hatte nicht genug Geld, um das Ticket zu bezahlen. Mit dem, was ich noch übrig hatte, kaufte ich eine Telefonkarte, um drei Telefonate zu machen.

Ich bat die Freundin, mit der ich nach Spanien gereist war, mir Geld durch Western Union zu schicken, damit ich nach Deutschland fahren und dort ein paar Tage warten konnte. Der zweite Anruf betraf meine Freundin aus Stuttgart, um sie zu warnen, dass ich zu ihr kommen würde, und schliesslich kontaktierte ich eine Schweizer Freundin, die angeboten hatte, mir beim Überqueren der Grenze zu helfen. Es war Sommer und die Bedingung war, dass es gutes Wetter sein musste, um mit dieser Reise keinen Verdacht zu erregen.

Ein paar Stunden später erhielt ich das Geld und konnte mein Ticket kaufen, ich musste nur noch ein paar Stunden warten. Ich erinnere mich, wie ich im Wartezimmer sass und mir bewusst wurde, was ich gerade erlebt hatte. Bis zu diesem Moment arbeitete mein Kopf mit erstaunlicher Klarheit aufgrund von Adrenalin. Sobald sich mein

Körper entspannte, fühlte ich mich eingesunken. Ich fing untröstlich an zu weinen. Ich hatte mich freiwillig entschlossen, in der Schweiz zu leben, und man liess mich nicht nach Hause zurück. Wo ich einen schlecht bezahlten Job hatte, ich hatte meine Freund*innen, meine Bücher und die wenigen Dinge, die mir gehörten.

Ich habe eine Woche in Deutschland gewartet, bis uns das Wetter endlich das grosse Abenteuer des Grenzübertritts ermöglicht hat. Ich habe meine Freundin in einer Stadt nahe der Grenze getroffen. Ich war glücklich und ruhig, überzeugt, dass alles gut werden würde, aber ich erkannte, dass es für meine Freundin ein innerer Kampf war. Sie hatte grosse Angst, ich versuchte sie den ganzen Weg zu beruhigen. Ich konnte sehen, dass sie eine wahre Freundin war, die ein Risiko für mich einging. Ich werde immer dankbar sein. Alles lief gut, wir hatten keine Probleme und ich konnte zu meiner Normalität in Zürich zurückkehren.

Ich kann mich nicht erinnern, wie oft ich im Zug oder Bus an der Haltestelle an der ich hätte aussteigen müssen, vorbeigefahren bin, weil ich einen Polizisten an der Haltestelle gesehen habe. Ich weiss auch nicht, wie oft ich ausgestiegen bin, bevor ich an meinem Ziel angekommen bin, weil ein*e Polizist*in in meinen Bus oder mein Tram einstieg. Ich mied Orte, an denen es mehr Polizeikontrollen gab, oder Orte, an denen viele Ausländer*innen waren. Ich wollte unsichtbar sein und so unbemerkt wie möglich bleiben. Nachdem ich meine Aufenthaltserlaubnis bekommen hatte und ich die Polizei gesehen hatte, konnte ich das Zittern meines Körpers nicht vermeiden. Ich musste mir immer wieder einreden, dass ich keine Angst mehr haben musste.

Deshalb kann ich mich auch jetzt noch sehr gut in die Sans-Papiers einfühlen, wenn sie mir

sagen, was sie fühlen, wenn sie die Polizei in der Nähe sehen. Vor ein paar Tagen kam zitternd eine Frau in das Büro der Sans-Papiers Anlaufstelle. Denn als sie an der Schule ankam, wo sie einen Deutschkurs beginnen musste, parkte ein Polizeiauto vor der Tür. Sie fürchtete das Schlimmste, sie dachte, sie würde kontrolliert und die Schule sei kein sicherer Ort mehr. Sie konnte sich erst beruhigen, als die Schule versichern konnte, dass das Polizeiauto nur per Zufall vor dem Haus parkiert hatte.

ICH KANN MICH NICHT ERINNERN, WIE OFT ICH IM ZUG ODER BUS AN DER HALTESTELLE, AN DER ICH HÄTTE AUSSTIEGEN MÜSSEN, VORBEIGEFAHREN BIN, WEIL ICH EINEN POLIZISTEN GESEHEN HABE.

Für eine Schweizerin oder einen Schweizer ist es sehr schwierig, diese Ängste zu verstehen, die Sans-Papiers erzählen und glauben, dass diese Menschen übertreiben. Ich bitte euch alle, nicht zu urteilen. Vielleicht habt ihr die Möglichkeit, Sans-Papiers dabei zu unterstützen, ihnen vielleicht eine Umarmung oder ein Glas Wasser anzubieten, um sie zu beruhigen, ein Ohr, um ihnen zuzuhören. Niemand kennt die Umstände, unter denen sie leben oder die Gründe, die sie hierher gebracht haben. Wir alle verdienen es, in Würde zu leben! ■

AM LIEBSTEN GESUND BLEIBEN, BITTE!

Mit 26 Jahren kam ich in die Schweiz, abgesehen von Sehstörungen, war ich bei guter Gesundheit und hatte viel Energie. Nach einigen Erfahrungen wie Uneinigkeiten mit der Polizei, Wohnungs- und Arbeitsproblemen verschlechterte sich mein Gesundheitszustand allmählich.

Ich bekam Schlafstörungen, ich lebte in ständigem Stress. Obwohl ich versuchte, so gut wie möglich, gesund zu essen, konnte ich nicht anders, als mich schlecht zu fühlen. Die Angst und die ständige Paranoia, beobachtet zu werden, wirkten sich negativ auf meine Gesundheit aus.

**MEIN GESUNDHEITZUSTAND
VERSCHLECHTERTE SICH
ALLMÄHLICH. ICH BEKAM
SCHLAFSTÖRUNGEN, ICH LEBTE
IN STÄNDIGEM STRESS.**

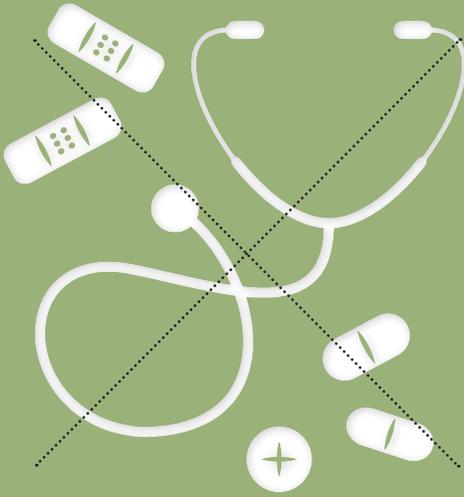
Wenn es sich um eine Erkältung oder leichte Krankheit handelte, konnte ich sie mit verschreibungsfreien Medikamenten lösen. Die Vorstellung zum Arzt gehen zu müssen, hat mich aus verschiedenen Gründen in Panik versetzt. Die Sprache, der Mangel an Geld, um die Kosten zu bezahlen, vor allem, weil ich keine Krankenkasse hatte. Ich fing an, Pollenallergien zu entwickeln, die ich vorher nicht hatte, und zwar so intensiv, dass ich manchmal nicht zur Arbeit gehen konnte.

Ein Jahr nach meiner Ankunft in der Schweiz musste ich zum Arzt, weil ich eine Infektion hatte, die sonst nicht geheilt werden konnte. Eine Freundin empfahl mir einen Arzt. Er war einer der wenigen Schweizer Ärzte, die Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung behandelten. Er sprach Spanisch, hatte in Südamerika gelebt und dort Medizin studiert. Als ich in seiner Praxis war, behandelte er mich so gut und ich fühlte mich so willkommen, dass ich zusammenbrach. Eine einfühlsame Person, die mich eroberte. Zu diesem Zeitpunkt in meinem Leben in der Schweiz war es für mich sehr schwierig, jemandem zu vertrauen, aber ich erzählte ihm, was ich erlebte und fühlte mich gehört und nicht verurteilt.

Zusätzlich zu den Antibiotika, die ich benötigte, verschrieb er mir Antidepressiva, nachdem er alle Symptome beobachtet hatte. Ich konnte diese aber nicht kaufen, weil sie mein Budget überstiegen.

Während der zwei Jahre, in denen ich als Sans-Papiers lebte, wusste ich, dass ich nicht krank werden dürfte, denn das würde mich in eine verletzliche Situation bringen und ich musste einfach überleben. Tag für Tag.

Die Energie und Motivation, sich vorwärts zu bewegen, nahm ich aus den Freundschaften heraus, die ich langsam aufbaute. Viele von ihnen lebten oder hatten in derselben unregelmäßigen Situation gelebt wie ich. An den Wochenenden wollten wir tanzen, um unseren Frust auf der Tanzfläche abzulassen.



Als ich meine Studien-Aufenthaltsbewilligung erhielt und nachdem sich meine Paarbeziehung gefestigt hatte, fühlte ich mich sicher. Mein Körper entspannte sich und plötzlich zeigten sich viele Krankheiten. Das Komplizierteste war die Depression, die ich über Jahre hinweg überwunden hatte.

Diese Situation ist nicht ungewöhnlich. Viele Menschen, die unter solchen Umständen leben müssen, sind gezwungen, immer stark zu bleiben. Sobald sie ihre Situation geregelt haben, werden sie krank, möglicherweise weil sie das Gefühl haben, dass es nicht länger notwendig ist, stark zu sein, und weil sie es sich leisten können, verwundbar zu sein, weil das System sie angeblich unterstützen wird.

Acht Jahre nach meinen Erfahrungen als Sans-Papiers in der Schweiz hatte ich die Möglichkeit, an einem Kongress für Psychiatrie in Spanien teilzunehmen. Das Thema des Kongresses war Migration. In einem Vortrag wurden die Symptome des Ulysses-Syndroms beschrieben, besser bekannt als das Auswanderersyndrom mit chroni-

schem und multiplem Stress. Es ist ein psychologisches Krankheitsbild, das Migrant*innen betrifft, die in extremen Situationen leben. Es ist ein reaktives Krankheitsbild von Stress in Situationen, die nicht aufgearbeitet werden können. Es ist keine psychische Störung, sondern ein intensives Bild von Stress.

Obwohl mein Leben nie in Gefahr war und ich mein Land nicht verließ, weil ich keine andere Wahl hatte, fühlte ich mich so identifiziert und konnte endlich verstehen, was ich erlebt hatte. Ich war nicht verrückt! Bis zu einem gewissen Grad war ich vom Ulysses-Syndrom betroffen. Dies war sehr wichtig für mich und hilft mir derzeit zu verstehen, wer es durchmacht.

In der Schweiz haben Sans-Papiers seit 2002 Anspruch auf eine Krankenkasse. Eine Krankenversicherung kann einen Antrag per Gesetz nicht mehr ablehnen. Aber seien wir ehrlich, die Krankenversicherung ist für das Budget eine*s Sans-Papiers zu teuer. Bei der Sans-Papiers Anlaufstelle empfehlen wir es nur in Notfällen. Zum Beispiel für schwangere Frauen, bei schweren Erkrankungen oder für Kinder im schulpflichtigen Alter, weil dort die Prämien tiefer sind.

VIELE MENSCHEN, DIE UNTER SOLCHEN UMSTÄNDEN LEBEN MÜSSEN, SIND GEZWUNGEN, IMMER STARK ZU BLEIBEN.

Auch wenn die Krankenversicherung die Versicherung nicht ablehnen kann, haben wir im SPAZ-Büro mit einigen Versicherern viele Schwierigkeiten. In vielen Fällen mussten wir den Antrag immer wieder senden, da die Dokumente

bei der Krankenkasse «verloren» gingen. Oder sie antworten wochenlang nicht. Bei einigen Krankenkassen und Spitälern finden wir aber auch Solidarität und sensibilisierte Menschen, die die Aufgabe erleichtern.

Es gibt Situationen, bei denen die Krankenkasse nicht alle Kosten abdeckt; so z.B. bei einer 50-jährigen Klientin der SPAZ aus Brasilien, die seit mehr als 20 Jahre in der Schweiz lebte. Die gut integrierte Arbeitnehmerin bezahlte ihre Krankenkasse Rechnungen pünktlich. Eine sehr starke und kämpfende Frau.

Sie wurde schwer krank und benötigte eine Lungentransplantation. Da sie jedoch keine Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz hatte, wurde ihr eine Transplantation verwehrt. Ihre Familie in Brasilien stellte fest, dass sie in Brasilien dazu die Möglichkeit hätte. Aber dafür musste sie reisen. Ihre Lungen waren so schwach, dass eine Flugreise undenkbar war. Die Lungenliga Schweiz hat davon dringend abgeraten.

Die einzige Möglichkeit war eine Schifffahrt, dafür brauchte sie Geld, um die Fahrt unter besonderen Bedingungen zu bezahlen. Erstens würde eine Verwandte von ihr kommen müssen, um sie während der Reise zu begleiten, da es unter den Bedingungen, unter denen sie sich befand, nicht möglich war, allein zu reisen. Sie hatte grosse Angst davor, was während der Reise mit ihr passieren könnte oder dass die Transplantation keine positiven Ergebnisse liefern könnte. Vor allem aber hatte sie Hoffnung, dass alles klappen würde.

Wir hatten finanzielle und logistische Unterstützung von Stiftungen und Einzelpersonen angefordert. Es wurden u. a. Medikamente und Sauerstoffschläuche für ein paar Wochen unterwegs benötigt. Nach einigen Monaten Papierkram, um die Reise zu organisieren war es schliesslich so weit.

Anfang Dezember verliess sie die Schweiz sehr aufgeregt und versprach, zurückzukehren, sobald sie wieder gesund sei. Ich erinnere mich noch, wie sie das letzte Mal mit ihrem Sauerstoff-Rucksack im SPAZ-Büro mit einem Lächeln im Gesicht ankam.

Zum Jahreswechsel schrieb sie uns eine Nachricht und wünschte uns ein gutes Jahr. Sie war in Brasilien gut angekommen, glücklich und hoffnungsvoll. Kurze Zeit später erhielten wir eine E-Mail von einem Verwandten von ihr, der uns mitteilte, dass sie leider nach zwei Wochen im Krankenhaus an einer Infektion gestorben sei.

Was wäre passiert, wenn sie in der Schweiz geblieben wäre und die Möglichkeit einer Transplantation gehabt hätte? Wir werden es leider nicht mehr wissen. Zwar ist die Wahrscheinlichkeit einer Abstossung einer transplantierten Lunge höher als bei jedem anderen Organ. Aber wäre es nicht menschlicher gewesen, dieser Frau die Chance zu geben?

Leider haben Menschen ohne Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz und in einigen Fällen auch Flüchtlinge keine Recht auf eine Organtransplantation.

Ich weiss nicht was Sie denken, aber ich wundere mich immer wieder darüber. Sprechen wir über Menschen der 1. und 2. Klasse? Es ist sehr beruhigend zu sehen, dass die Solidarität gegenüber den Sans-Papiers in unserer Gesellschaft zunimmt. Obwohl ich der Meinung bin, dass wir in Bezug auf Gesetze, die diese Bevölkerung stärker schützen, noch einen langen Weg vor uns haben. ■

«WIR HOFFTEN, AUF EINE BALDIGE REGULARISIERUNG DER SANS-PAPIERS»



Salvatore di Concilio,
Gründungsmitglied des
Vereins Sans-Papiers
Anlaufstelle Zürich
und heute deren Ehren-
präsident und damaliger
SP Gemeinderat der
Stadt Zürich.

**Salvatore, du bist einer der Mitbegründer des
Vereins Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich SPAZ.**

Wie ist es dazu gekommen?

Zu jener Zeit war ich Gewerkschaftssekretär bei der SMUV und für das Migrationsdossier zuständig. Und damals gab es einen Vorstoss von Angeline Fankhauser, einer Nationalrätin aus Basel, die eine kollektive Regularisierung für die Sans-Papiers gefordert hat. Vorher hatte ich mich gar nicht gross mit dem Thema Sans-Papiers beschäftigt, aber dadurch bin ich zum Thema gestossen. Gleichzeitig gab es in Fribourg eine grosse Diskussion betreffend der ehemaligen Saisoniers aus Ex-Jugoslawien. Der Bundesrat beschloss damals das «3-Kreise Modell» bei dem die Staatsangehörigen aus Jugoslawien nicht mehr als Einwanderungsland zählte und die Saisoniers praktisch von einem Tag auf den anderen illegalisiert worden sind. Viele sind trotzdem geblieben und haben im

Bau und in der Landwirtschaft gearbeitet.

Und da entstand eine Bewegung für eine kollektive Regularisierung der Sans-Papiers in der Schweiz.

Das Saisoniers-Statut war für mich schon immer eine wichtige Diskussion; es war eines der ersten Engagements für mich in der Schweiz. Ich war schon zur Zeit der Schwarzenbach-Initiative in der Schweiz. Und diese betraf ca. 200000 Migrant*innen, die schon damals ihre Kinder nicht regulär in die Schweiz nachziehen konnten. Und durch die neue Regelung hatte der Bundesrat viele Saisoniers aus Ex-Jugoslawien in die Illegalität getrieben. Das brachte mich zu dem Entscheid, irgendwie handeln zu müssen. Mit ein paar Kolleginnen und Kollegen haben wir dann diskutiert, was wir in Zürich machen könnten.

Die Diskussion um eine Regularisierung der Sans-Papiers ist ja etwas anderes als die Diskussion um den Aufbau einer Beratungsstelle für diese Personengruppe. Wie ist es denn zu diesem Switch gekommen?

Wir haben immer versucht, auf verschiedenen Ebenen zu arbeiten: Einerseits auf der politischen Ebene (inspiriert waren wir von den kollektiven Regularisierungen in den umliegenden Ländern, z.B. Frankreich, Spanien, Italien etc., die uns gezeigt haben, dass es möglich ist etwas zu verändern, wenn der politische Wille vorhanden

ist) und gleichzeitig war uns bewusst, dass die Sans-Papiers auch konkrete persönliche Unterstützung im Alltag benötigten. Für die Vereinigung dieser beiden Ebenen schien es uns ideal, eine Beratungsstelle aufzubauen, die beide Aspekte in sich trägt.

WIR HABEN IMMER VERSUCHT, AUF VERSCHIEDENEN EBENEN ZU ARBEITEN: EINERSEITS AUF DER POLITISCHEN UND ANDERERSEITS AUF DER EBENE DER PERSÖNLICHEN UNTERSTÜTZUNG.

Wer war bei der Gründung dabei?

Dabei war Balthasar Glättli, damals Gemeinderat der Grünen Partei der Stadt Zürich und Vertreter der Dachorganisation «Solidarité sans frontières», ich selber war bei den Gewerkschaften aktiv und für die SP im Gemeinderat der Stadt Zürich, für Gesundheitsthemen war David Winizki zuständig als Hausarzt und Vertreter der «Vereinigung unabhängiger Ärzt*innen». Dann war Karin Ottiger von Seiten der Vpod dabei und Ana-Luisa S. sowie Ursula Kubicek als Co-Votreterinnen des Colectivo sin Papeles, einer Selbstorganisation von Sans-Papiers aus Lateinamerika.

Die Anlaufstelle in Bern, die fast zeitgleich wie die SPAZ gegründet worden ist und die Beratungsstelle in Luzern, die später dazu kam, stammen eher aus dem kirchlichen Umfeld wohingegen die Anlaufstelle in Basel eher aus dem gewerkschaftlich/politischen Milieu entsprungen ist, wie diejenige auch in Zürich. Stimmt das?

Ja das stimmt. Wir stammten alle aus dem linken Milieu, aber wir wollten von Anfang an ein breites Spektrum abgebildet haben, deshalb war uns z.B. auch der enge Kontakt zur spanischsprachigen katholischen Kirche in Zürich, deren Pfarrer sich damals nach der Befreiungstheologie orientierte, sehr wichtig.

Wie sah es aus mit der Finanzierung dieses Projektes?

Wenn ich die Anfangsbudgets vergleiche, mit denjenigen von heute, dann ist das kein Vergleich! Wir hatten kaum Ausgaben am Anfang. Die Geschäftsleiterin von heute, die seit dem Aufbau dabei ist hat anfangs vor allem als Freiwillige gearbeitet und nur eine sehr geringe Entlöhnung erhalten. Zudem bekamen wir ein kleines Kabäuschen im Volkshaus in den Räumen der Unia gratis zur Verfügung gestellt, das uns in den Anfangsjahren als Beratungszimmer diente, das wir allerdings mit einem Berater der Unia teilen mussten.

Wir konnten anfänglich auf Einnahmen aus dem Lauf gegen Rassismus und auf Beiträge der Gewerkschaften zählen um so ein bescheidenes Startkapital garantieren zu können. Danach musste die Anlaufstelle selbst ein Fundraising aufbauen.

Erinnerst du dich an Hürden und Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Aufbau der Anlaufstelle?

Unser Problem im Kanton Zürich war vorallem politischer Natur: Es hat sich kaum etwas bewegt zugunsten der Sans-Papiers. Wir haben anfänglich viele Hoffnungen in die Härtefallregelung gelegt. Aber diese Hoffnung hat sich im Kanton Zürich – trotz der später eingesetzten Härtefallkommission – ziemlich zerschlagen. Der SVP-Flügel, als damals stärkste Fraktion

im Kantonsrat (notabene der Zürcher Hardliner Linie) hat es verunmöglicht, dass wir im Kantonsrat irgendetwas zugunsten der Sans-Papiers hätten verändern können. Im Zusammenhang mit Sans-Papiers ist Zürich ein krasser Kanton.

Die positiven Seiten waren, dass wir relativ schnell sehr viel Unterstützung erhalten haben, sowohl finanziell, als auch politisch von den Parteien, den Kirchen und der Stadt Zürich. Auch unsere Petitionen und Kampagnen haben breite Unterstützung erfahren, was uns sehr gefreut hat.

Wenn du dir die SPAZ in ihren Anfangszeiten vor Auge führst, hättest du dir damals vorstellen, können, dass sie sich zu dem entwickelt, was sie heute ist?

Nein, ich habe damals alle meine Hoffnung darauf gesetzt, dass es in der Schweiz auch bald eine Regularisierung der Sans-Papiers geben wird und damit ihre Zahl drastisch verringert wird.

Aber wir sehen die Doppelmoral nochmals deutlich während der Corona-Pandemie Zeit: Einerseits versuchen die Behörden immer zu verharmlosen, aber während der Corona-Pandemie Zeit haben wir plötzlich eine grosse Unterstützung und Anerkennung auch seitens des Kantons Zürich erhalten.

Was wünschst du dir für die Zukunft der SPAZ?

Ich wünsche mir, dass die SPAZ bald überflüssig wird. Ich wünsche mir, dass die Züri City Card bald realisiert wird und so die Situation der Sans-Papiers verbessert werden kann. Und – ich wünsche mir dringlich, dass die Sans-Papiers bald regularisiert werden können! Es zeigt sich immer wieder, welch wichtige Arbeit sie für unsere Gesellschaft leisten und darum ist

es unverständlich, dass sie dies nicht regulär machen können. Ich wünsche mir, dass sie endlich ein «normales» Leben führen können! Die SPAZ leistet eine enorm wichtige Arbeit.

ICH WÜNSCHE MIR, DASS DIE SANS-PAPIERS ENDLICH EIN «NORMALES» LEBEN FÜHREN KÖNNEN!

Von Aussen sieht es nach kleiner Hilfe aus, aber für die Betroffenen ist diese Unterstützung existentiell wichtig. Es ist beides wichtig: die Sensibilisierung und der politische Kampf um Verbesserung der Lebensbedingungen von Sans-Papiers und die «Pflästerli-Politik» im Kleinen, die für Sans-Papiers wichtig ist. Ich finde, die SPAZ macht einen sehr guten Job!

Impressum

Redaktion: Bea Schwager
Gestaltung und Layout: Simone Juon
Druck: Druckerei Nicolussi, Zürich
Auflage: 5000 Ex.

SPAZ Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich
Kalkbreitestrasse 8
8003 Zürich
T: 043 960 87 77

zuerich@sans-papiers.ch
www.sans-papiers-zuerich.ch
PC 85-482137-7
IBAN: CH70 0900 0000 8548 2137 7

Beratungszeiten:

Dienstag 15–18 Uhr
Mittwoch 13–16 Uhr